

Zeitschrift: Bericht über das Jahr / Schweizerdeutsches Wörterbuch :
Schweizerisches Idiotikon

Herausgeber: Schweizerisches Idiotikon

Band: - (1982)

Rubrik: Bericht der Redaktion über den Inhalt der Hefte 182 und 183

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 26.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bericht der Redaktion über den Inhalt der Hefte 182 und 183

Die beiden hier vorzustellenden Hefte führen – unserem Anordnungssystem gemäß – Wörter auf, welche in die Gruppen *Dram* – *drum* bis *Drapf* – *drupf* gehören. Wir greifen im folgenden ein paar Stichwörter heraus.

Als Musikinstrument hat die *Trumme* auch bei uns im musikalischen Leben schon früh eine wichtige Stellung eingenommen. Mit ihrem schnarrenden Ton eignete sie sich vorab als Signalinstrument, sei es für die Bekanntgabe militärischer oder allgemeiner Mitteilungen. Davon zeugt bereits ein Beleg von 1445 aus den Basler Chroniken, wo für einen Alarm die folgende Instruktion vorgesehen war: «Wenn das man mit der trumen trumete, so solte yederman uff sin, ze roß und ze fuoß.» Als häufigstes musikalisches Begleitinstrument gesellte sich zur *Trumme* die *Pfiffe*. Davon liefert uns der Bündner Chronist Bartholomäus Anhorn (1566/1640) ein sehr anschauliches Zeugnis, wenn er berichtet, der verstorbene Oberst von Salis sei «vom Kriegsvolckh, so in der ganzen Herrschaft Mayenfeld lag, mit Trommen und Pfeiffen zue der Erden begleitet» worden. Freilich regte auch die länglich rundliche Form unseres Instrumentes die Phantasie zu verschiedensten Vergleichen an. So treffen wir auf Fügungen wie *en Büch* oder *en Ranze wie-n-e Trumme*, und jemand, der eine durchzechte Nacht hinter sich hatte, konnte deshalb klagen: *Aber 's lit mer ietz na in'n Glidere so schwär, und en Schädel han i, wie-n-e verheiti Trumme*. Eine offenbar schweizerische Besonderheit stellt sodann die übertragene Bedeutung ‚Behälter für Gläser‘ dar, wie sie aus baslerischen und zürcherischen Quellen des 14. und 15. Jahrhunderts bezeugt ist. Aus den mit *Trumme* gebildeten Zusammensetzungen wollen wir hier speziell die *Mül-Trumme* ‚Maultrommel‘ hervorheben. Das früher in der Volksmusik äusserst beliebte Instrument ist in unseren Mundarten auch unter den Bezeichnungen *Mültrummle*, *Trumpe*, *Trümpfi* (so vorab in der Innerschweiz) und *Schnurre* bekannt. Archäologische Funde aus mittelalterlichen Burgstellen bezeugen die frühe und weite Verbreitung dieses lustigen Instruments mit seinem dumpf brummenden Ton. Sprachlich wird es bei uns hingegen erst im 15. Jahrhundert faßbar. Den Anlaß dazu bildet ein Diebstahl, der anno 1427 verübt wurde, wobei der ertappte Schuldige gestand, er habe «Hansen Nadler ze Zurtzach 16 tot-

zen swartzter bendlen und zwey gebündtt trumpfen verstoln.» Eine erste Spielanleitung für die Maultrommel findet sich dann in einem Beleg vom Jahre 1667, wo es heißt: «Es werden geschlagen die Trommel, Gloken, Zimbel, Schellen und allerhand Rollenwerk, deßgleichen auch die Maultromm, welche zwüschen die Zän gehalten von der Anhauchung des Gaumens und Berühring des Fingers klinget.»

Es wäre jedoch ungerecht, das in seinem musikalischen Ausdruck doch eher bescheidene Instrumentchen mit unserem nächsten Stichwort, nämlich der *Trumpête*, ‚Trompete‘ vergleichen zu wollen. In der älteren Sprache begegnen wir der *Trumpête* häufig in der Schreibung «trummeten» bzw. «trommeten» oder «trumpten» und ähnlich. Ähnlich der eingangs erwähnten *Trumme* wurde sie ursprünglich als Signal- und Alarminstrument verwendet, wofür sie sich mit ihrem hellen, weithin hörbaren Klang vorzüglich eignete. So ist es kaum verwunderlich, wenn die Trompete bereits im 16. Jahrhundert sozusagen zur Standardausrüstung der Turmwächter gehörte. Mit ihr wurden nicht nur aufkommende Feuersbrünste kundgemacht, sondern auch nachts die Stundenzzeit angekündigt. Außerdem wurde und wird die *Trumpête* als Instrument des festlichen, feierlichen Glanzes verwendet. In diesem Sinne berichtet Felix Platter von einer Hochzeit, bei der ein «kostlich Panquet und darnoch der Dantz zue den Drummeten volgt».

Der *Trumpeter* nahm bereits im 15. und vorab im 16. Jahrhundert im öffentlichen Leben einer Stadt eine wichtige Rolle ein. So finden sich gerade in den städtischen Rechnungsbüchern immer wieder Ausgabenposten für die Trompeter, und in den Ratsmanualen stoßen wir auf Instruktionen wie beispielsweise die folgende aus Zürich: «Uff das jar [1552] sond die trumeter am nüwen jars abent nit uff der gassen umbgan, sonders allein am jarstag uff den stuben trumeten.» Auch verschiedene Spezialaufgaben wurden den Trompetern überbunden. Als Herolde mußten sie mit ihren Fanfaren der Ankunft hoher Herren Glanz und Aufmerksamkeit verschaffen. Ferner waren sie oft mit dem Turmwächteramt betraut und letztlich wurden sie gar in der verantwortungsvollen Funktion als Parlamentär eingesetzt. Dies alles mag ein Zeichen für die gehobenere Stellung sein, welche die Trompeter einst unter den Spielleuten eingenommen haben müssen.

Die Wörtergruppe *Drang/dränge/dringe* fügt sich für die Zeit

vor 1800 mit reichen Belegen gut in die gesamtdeutsche Wortgeschichte ein; in der Mundart sind davon nur einzelne, teils alte, teils junge Glieder lebendig.

Drang meint ‚Druck, wirkende Kraft, Trieb‘, sowohl im physikalisch-körperlichen wie auch im geistig-seelischen Sinn. Die eigentliche Mundart kennt das Wort nur in der ersten Bedeutung: Wasserkraft auf die Mühle, Harn, Stuhldrang, *über Drang ässe*, ‚mehr als nötig‘. Jung und offenbar rein schweizerisch ist die Zusammensetzung *Stalldrang*, von Pferden, die nach dem Stall drängen, scherhaft (zuerst in der Soldatensprache?) auch von Personen. Auch das Adjektiv *gedrang/trang* kommt in der Mundart nur in sinnlicher Bedeutung vor; es bedeutet ‚eng, knapp‘ (von Kleidungsstücken), und *trang gā* heisst ‚hart, mühsam gehen‘ (besonders von Schlössern, Türen, Geräten). Das Verb *dränge* meint in Südwalser Mundarten (in der alttümlichen Lautung *trängge*, mit der Partizipform *tranggt* in Saley) eigentlich ‚drücken, pressen, stoßen‘ z.B. *so het tränggt di Luft* bei einer Lawine (Frutwald), in der älteren Sprache ‚jemanden bedrängen, zu etwas nötigen, von etwas abbringen‘. Typisch mundartlich sind dann der *Trängger*, ‚grosser Keil‘ in Lax (Wallis) und *Tränggi*, ‚Keil zwischen Zimmerbäumen‘ in Schuders (Graubünden). Das Wort *Träng*, ‚Gedränge‘ ist in unsren Mundarten wohl jung, aus der Schriftsprache übernommen, obwohl es in diesem Sinn schon in Wernhers Marienleben (14. Jahrhundert) oder in einem Berner Fastnachtsspiel von 1522 vorkommt: «Da was ein trucken und ein treng». Bei uns entwickelt oder verbreitet sind in dieser Wortsippe *drängeliere*, ‚anspornen‘ bzw. ‚bedrängen‘, *drangle/dräng(e)le*, ‚drücken (von Schuhen)‘, ‚schmerzen‘, ‚hartnäckig bitten‘, *Trangli*, ‚Bittender‘, *drangsale* und *drangsaliere/drängseliere*, ‚bedrängen‘.

Das Verb *dringe* mit seinen Zusammensetzungen ist in der Mundart fast gar nicht vertreten, am ehesten noch im adjektivischen Partizip (*ge)drunge* im Sinn von ‚zusammen gepreßt, fest‘ (*gitrungne Chäs* in Visperterminen) oder ‚dichtstehend, von Trauben, eigentlich von deren Beeren‘ (*en trungne Trübe* in Wartau) – verwandt mit dem Walliser Adjektiv *gidrung/trungg*, ‚fest, hart‘ – sowie im davon abgeleiteten Adjektiv-Adverb *trungeli(ch)*, *trunglich*, in der ältern Mundart im Sinn von ‚eindringlich, inständig‘, etwa in der Fassung des biblischen Gleichnisses vom verlorenen Sohn aus Habkern (Berner Oberland): *du-n-gēt er zu-n-enem Bür un isch trungeli a mu, er sollti nen öppis brūhe* (aus Stalders Dialektologie von 1819).

In der älteren Sprache, deren zahlreiche Belege zu deuten die Redaktion öfters große Mühe kostete, entspricht *dringen* nur zum Teil dem neuhochdeutschen ‚dringen‘ (wie etwa: «ein frölich liedlin guot, das eim durch s herz möcht tringen» beim Berner Hans Rudolf Manuel); es umfaßt auch Bedeutungen, die heute von ‚drängen‘ besetzt sind, z. B. «alles volck, jungs und allts, trang hinzuo» (Johannes von Laufen 1583/4) oder «Dann wir sy (die katholischen V Orte) von irem glouben nit tringen, sonder mit inen Eidgnossen ze sin begern» (1533, Basel), aber auch noch andere, etwa ‚(täglich) herfallen‘, z. B. «Es klaget A. uff B. daß er... mit einem spieß über inn trang» (1405, Zürich) oder ‚sich auf etwas berufen‘, z. B. «A. trang uff die flucht (seiner Frau) und begert gescheyden werden» (1538 vor Zürcher Ehegericht).

Die Sippen *Trank* – *tränke* – *trinke* – *Trunk* erscheinen in vielfältiger Form zufolge der Entwicklung von *k* zu *ch* und *n*-Schwund in alpinen Mundarten, einer zuerst (1874) von Friedrich Staub beschriebenen Erscheinung: Statt *Trank* spricht man also ‚höchstalemannisch‘ *Träch* oder *Trauch* u.ä., statt *tränke* etwa *träche*, *tréche* oder *tréhe*, *treiche* oder *träiche* usw. Von besonderem Interesse sind die (geringfügigen) Abweichungen unseres Materials gegenüber jenem des Sprachatlases der deutschen Schweiz: *n*-lose Formen waren nach den Angaben des Idiotikons früher etwas weiter verbreitet, als der Atlas (mit Material aus den 50er Jahren) feststellt, z. T. in Spezialbedeutungen, so etwa *Trauch* in Zug in der Bedeutung ‚saure Milch zur Molkenbereitung‘.

Trank und *Trunk* überschneiden sich bedeutungsmässig, dekken sich aber nicht. Als Ausgangspunkt ist bei beiden die Handlung des Trinkens genommen: *Er isch a ds Trank chū*, hat zu trinken angefangen (Glarus) bzw. (jmd. tut) *sich em stille Trunk ergä* (Thurgau und weiterhin). *Trank* ist indes (vielfach auch sächlich gebraucht) überwiegend konkret verwendet, i. S. v. Getränk, gern auch als Medizin. Ein Rezept des 15. Jahrhunderts besagt: «Wiltu daz tranck, daz zuo dem pflaster höret, sò nim ejin krut, heißet waltmeister, und gib dem wunden man darabe zuo trinken. Daz tranck reinet die wunden und flüßet zuo den wunden uß» oder: *Mer händ i der Chue müeße es Trank igä* (Freiamt). Und sogar als Liebeszauber: «(1593 wollte jemand einer Frau) ein threnkli geben, von dem er gehört, wenn ein wyb das einem man zuo thrinken gebe, so bringe solches ein unableßliche liebe und holdschafft, und könne er das einem wyb och thuon».

Bei *Trunk* ist die aktionelle Bedeutung häufiger und deutlicher feststellbar, der Übergang zur konkreten Bedeutung ‚Getränk‘ fliessender. Häufig sind Belege, die vom Trunk in Sitte und Brauch sprechen: *Uf em Tobel sei emāl ammen Ābend e Hofierete* (Glückwunsch für ein Brautpaar) *g'sī*, *e Trunk van de Ledege* (Castiels); *Uf em Galgehügel hend s' em* (dem armen Sünder) *z'letst noch e Trunk g'gä und der Becher nōhär in d'Plessur abe g'worfe* (Chur). Wie *Suff* kommt *Trunk* auch im Sinne von ‚Rausch‘ vor: «Der überst habe ein guoten trunk ghan und syn huöt ime, zügen, uffs houpt gsetzt» (1596).

Nā(ch) Treichi gā bedeutet (im Wallis) dem Vieh nach dem Tränken Futter reichen; *Treichi* (bzw. «Tränki») ist also auch (zunächst) Vorgangsbezeichnung, dann aber hauptsächlich der ‚Ort, an welchem das Vieh getränkt wird, Tränkstelle‘, endlich auch die ‚Trinkflüssigkeit‘, nämlich (flüssiges) Futter für Schweine oder Heiltrank für Kühe.

Tränki erscheint in unserm Material zuerst in einem Flurnamen: «In Trenki einen matplatz» überliefert das ‚Quellenwerk zur Entstehung der Schweizerischen Eidgenossenschaft‘ ‚um 1345‘ aus dem Kanton Nidwalden, mit der Anmerkung: ‚Alp Trenchi, heute Treüchi auf Wiesenbergs südlich Stans‘; Karl Keel, Nidwaldner Orts- und Flurnamen (1972) verzeichnet dazu die weiteren Formen «Trenchi» 1408, «Trechi» 1408, «Treychi» 1532 – womit die Entwicklungsstufen gemäss dem Staubschen Gesetz schön nachgewiesen sind. Die Form mit *-eū-* muß eine konstruierte, hyperkorrekte Schreibung sein, entstanden im ‚Gegenzug‘ zu der Nidwaldner Entwicklung von *-eū-* (-*öi*-) zu *-äi-* in Fällen wie *hōie/häi(w)e* usw.

Der Artikel *trinke* erwies sich bei der Sichtung des Materials für den bearbeitenden Redaktor als weit weniger *süffig* bzw. *trinkig*, als dies von der Sache her hätte angenommen werden können. Zuerst galt es einmal, die große Zahl an Belegen auf ihre Lautungen hin zu prüfen, eine letztlich doch eher nüchterne und trockene Angelegenheit. In der so entstandenen Formentabelle treffen wir nun auf die Lautvarianten wie *tringge*, *trinche*, *trīche*, *trēche* und *treiche*. Vom Grammatikalischen her bot sich für unser Verb eine Aufteilung in eine transitive, intransitive und reflexive Gruppe an. Im transitiven Bereich begegnen wir zuerst den Belegen mit einem konkreten bzw. so gedachten Objekt, so wie im nachstehenden Beispiel von Ernst Burren: *Die, wo me nie g'seht und nie mit 'ne es Bier cha drinke, kennt me nit!* Die Fügung

z' Ābed trinke hingegen kann zwei Aspekte beinhalten, nämlich 1. „den Abendtrunk einnehmen“ und 2. „das Abendessen einnehmen“. Entsprechend heißt dann *z' Morge drinke* auch „das Morgenessen einnehmen“. Bekannter sind sodann die bildlichen Wendungen wie jemanden *under de Bank* oder *under de Tisch trinke*. Ein abstraktes Objekt finden wir hingegen bei den Fügungen wie *B'scheid trinke*, d. h. jemandem zutrinken, *Letzi trinke*, was soviel besagt wie „den Abschiedstrunk halten“ oder *G'sundheit trinke* „auf jemandes Gesundheit trinken“. Nur noch in der älteren Sprache anzutreffen ist der Begriff «winkauf trinken», was nichts anderes heißt als „zum Abschluß eines Kaufgeschäfts oder Vertrages etwas trinken“, wie dies der folgende Beleg aus dem Jahre 1533 trefflich veranschaulicht: «[N. habe] den kouff zuogseidt und gsprochen: Nu kum, so wend wir den winkouff trinken.» Bei der intransitiven Gruppe sticht einmal die Paarformel *ässe und trinke* hervor. Stellvertretend mag dafür der Kindervers zitiert sein: *Die heilige drei König mit irem Stärn, si ässe und trinke und zale nit gärn*. Aber auch Redensarten wie *Wer nid cha trinke, göi i 's Bad, wer nid cha bätte, göi uf's Mēr und wer nid cha schlōfe, i d' Predig* finden sich hier eingeordnet. Als besondere Bedeutungskategorie tritt sodann der Aspekt des „gewohnheitsmäßig zu viel trinken“ noch in den Vordergrund. Karl Uetz schildert dies in einer seiner Erzählungen mit dem folgenden Satz: *D' Frau het einist us Verdruß g'seit ... si wär bal bas mit eim, wo trouch, wäder mit eim, wo alls nahe vertokteri*. Letztlich darf indes auch die Fügung *Tabak* oder *Back trinke*, also das Rauchen, nicht vergessen sein, besonders da schon im 17. Jahrhundert in obrigkeitlichen Mandaten die heute noch aktuelle Frage gestellt wurde «wie... dem sehr überhand nemmenden Tabacktrinken bey Man, Weib und Kinderen, ja auch Schuelmeisteren und Schuelern auff dem Land... abgeholffen werden möchte». Aus den zu *trinke* belegten Komposita und Ableitungen sollen, sozusagen als Kostproben, noch die nachstehend zitierten Beispiele herausgegriffen werden. Mit dem *Atrinket* oder der *Atrinkete* wird „der erste Ausschank bei der (Wieder-)Eröffnung einer Gaststätte“ angekündigt, im Gegensatz zum *Üstrinket* oder zur *Üstrinkete*, wo den werten Gästen die Schließung ihres Stammlokals bekanntgegeben wird. Die Zusammensetzung *ver-trinke*, um ein weiteres Beispiel vorzuführen, besagt einmal „durch Trinken etwas auf-oder verbrauchen“. *Er hed si Taglōn vertrunke* heißt es von einem, der offenbar einen großen Durst zu löschen hatte, im aargauischen Freiamt. Allerdings kann man auch *d' Brüt* oder *de*

Brütigam vertrinke, wobei nun jedoch gemeint ist, daß man die entsprechende Person durch einen Trunk ehrt oder feiert. Zu dieser Bedeutung reihen sich überdies eine stattliche Zahl von Ableitungen wie *Chinds-Vertrinkete*, ‚Taufmahl‘, *Schueh-Vertrinket*, ‚Nachhochzeit‘ und *Tisch-Vertrinkete*, ‚Mahlzeit‘, bei der das eingegangene Bußengeld einer Tischgenossenschaft vertrunken wird‘, ein Brauch, der noch heute im schaffhausischen Hallau gepflegt wird.

Als einziges der neuern gesamtdeutschen Wörterbücher (ausser dem Grimm) verzeichnet der in Leipzig erscheinende ‚Große Duden‘, ein schweizerisches Wort *Treichel* in der Bedeutung ‚Kuhglocke‘. Es stammt wohl aus populärem Schweizerhochdeutsch, wie man es etwa in Zeitungen liest. In unsren Mundarten ist das Wort nicht überall gebräuchlich, aber in der Form vielfältiger, ja eigenartig, in der Bedeutung weiter.

Verbreitet ist das Mundartwort außer im südlichen Schwarzwald (nach dem Badischen Wörterbuch) bei uns heute und wohl schon lange nur westlich und südlich etwa der Linie Aare-Limmatt-Zürichsee-Walensee; in der Nordostschweiz fehlt es völlig, im Kanton Glarus ist es nicht sicher nachzuweisen (wohl aber noch in Amden), und in Graubünden kommt es nur gerade in Vals vor.

Was die Form betrifft, so ist einmal von *Trinkle* auszugehen, einer Lautung, die heute noch in Südwalser Mundarten (neben *Trinchle*) zu hören ist. Daraus hat sich nach dem sogenannten, auch oben erwähnten Staubschen Gesetz *Trīchle* bzw. *Treichle* entwickelt, Lautungen, die erstaunlicherweise nicht nur in jenem höchstalemannischen Gebiet, in welchem das Verb *trinke* als *trīche* bzw. *treiche* erscheint, auftreten, sondern darüber hinaus auch im Aargau, im südlichen Kanton Luzern (neben *Trilchle* und *Trilche*), im Knonauer Amt, in den Kantonen Zug, Schwyz, Nidwalden und Uri (während man in Obwalden *Trinkle* sagt). Daneben kommt eine dreisilbige, seit dem 16. Jahrhundert nachweisbare Form vor, und zwar *Trinkele* (bzw. *Tringgele*), *Tringlele* und *Trīchele*/*Treichele* in den westlichen Mundarten, nämlich von Solothurn über das Berner Seeland nach Guggisberg und ins Freiburgische.

Der Ursprung dieses schon durch die Walsermundarten als alt erwiesenen und im Althochdeutschen als Diminutiv *drinkilken* bezeugten Wortes hat sich auch aus unserem Material nicht ermitteln lassen. Die nächsten Verwandten finden sich im Elsäss-

sischen und dann wieder im Rheinischen und Westfälischen, also am germanischen Westrand; ein Zusammenhang mit einem ähnlichen, etymologisch ebenfalls ungeklärten Wort in den Pyrenäen ist fraglich.

Das in seiner Lautung also vielfältige Wort bezeichnet bei uns in erster Linie eine geschmiedete Viehschelle, im Ton hart, und daher auch *Glängger-*, *Chlätter-*, *Chlotter-*, *Tschäder-Trichle* genannt, gebraucht als Weideschelle (z. B. in Grindelwald meist, als Diminutiv *Triheli*, für Jungvieh und Ziegen, daher *Rinder-*, *Chalber-*, *Geiß-Tr.*), im Emmental eher als Prunkschelle der geshmückten Leitkühe bei der Alpfahrt und beim Alpabzug. *Bueb, mir wei uf ds Bergli fare, leg die Treichlen an dem Veh!* heisst es denn auch schon in einem Berner Kühreihen um 1800.

Die *Trinkle* wird nicht nur vom Vieh geläutet, sie ist auch ein ausgezeichnetes Lärminstrument in brauchmäßigen Umzügen, besonders in der Mittwinter- und Fastnachtszeit. So machen in Bellwald (Wallis) die *Sanktegläisbüebe* mit ihren *Trichje* einen Heidenlärm und in Obwalden die *Trinklerbuebe* mit ihren *Trinkle* beim *Samichläästrinkle*; beim *Chlausjage* in Küsnacht (Schwyz) gehören zum Gefolge des St. Niklaus (heute im Bischofsornat), der von einigen *Schmutzli* umschwärmmt wird, die Schar der *Trichler* mit ihren schweren, dumpf dröhnenden *Trichle*, die *Geißblechlepfer* mit ihren langen, knallenden Peitschen und über hundert *Ifeler* mit ihren hohen, verzierten Lichthüten. Unheimlich wirken die meist verummmten *Trichler* im Haslital, welche zwischen Weihnachten und Neujahr mit *Trichlen*, andern Viehschellen und Hörnern in Gruppen durch die Dörfer lärmten. Bekannt ist sodann das *Achetringele* im bernischen Laupen: Am Silvesterabend zieht eine große Schar *Tringeler* oder *Achetringeler* in weißen Überhemden und mit *Zuckerstockhüet*, begleitet von maskierten *Bläteremanne* mit Schweinsblasen und *Bäsemanne* mit langen Besen, vom Schloß durchs Städtchen hinunter, wobei *ache-* oder *abe-tringele* entweder als ‚hinunterläuten‘ oder als ‚das Jahr zu Ende läuten‘ gedeutet wird. In der Spät Nacht zum Dreikönigstag geht in Einsiedeln «das Getöse der großen Sennentreicheln, der Kuhschellen und der Masse der kleinen Geißklopfen an», veranstaltet von der Jungmannschaft, und am Fastnachtstag schwingt am selben Ort der *Johē*, der mit den *Mummerie* und den *Hörelabajasse* durch die Gassen zieht, seine um den Leib gebundene, große *Senntetrichle*. Derartige Lärmbräuche sind uns schon aus dem 16. und 17. Jahrhundert bezeugt, so ein Umzug von Gestalten in «tüfelskleidern» und mit «tringelen» 1562 in

Solothurn, das «Polsterenjagen» am «Polsterenabet» mit «Drincklen» 1612 in Stans, eine Aschermittwochlustbarkeit 1532 in Bern, wobei die Metzger «muotwillig mit tringelen nekkend[nackt]» durch die Stadt liefen. Der sogenannte Trinkelstierkrieg von 1550 im Oberwallis begann damit, dass «trinkelstiere» (offenbar Leute in Stiermasken) «trinklen» von Dorf zu Dorf trugen und das Volk erregten. Ein weiterer, wohl verschwundener Lärmbrauch des Berner Oberlands ist die *Trichlete*, eine Katzenmusik der Knabenschaft für ein mißliebiges Brautpaar, eine Braut oder einen Bräutigam.

Mit dieser Artikelgruppe *Trinkle/trinkle*, welche bedeutungsmässig noch weiter ausgreift, erfaßt unser Wörterbuch weit verstreute Angaben über Lärmbräuche in der Innerschweiz, im Kanton Bern und im Wallis, und nimmt man die Angaben über *Schälle/schälle* dazu, so erhält man eine reiche, wenn auch knappe Übersicht über die Schellenbräuche der deutschen Schweiz. Das Wörterbuch ist hier auch Handbuch der Volkskunde.

Vor einer etwas ungewöhnlichen Situation sah sich der Redaktor bei der Durchsicht des Materials zum Artikel *tränt(n)e*, ein bestimmtes Kartenspiel mit Kartenkombinationen betreiben gestellt. Dieses offenbar alte Kartenspiel wird heute nur noch in zwei Gegenden gespielt: einerseits in Muotathal und Schwyz, andererseits im st. gallischen Altstätten und vereinzelt im Kanton Appenzell Innerrhoden. Das Besondere am Material bestand nun darin, daß es fast ausschliesslich aus durchwegs sehr guten Angaben über die Spielweise des *Träntne* in Schwyz und Muotathal bestand, hingegen über die Verbreitung und Spielart in Appenzell und Altstätten sich sozusagen ausschwieg. So blieb dem Bearbeiter, der, in Klammer sei es vermerkt, selber noch mit einem Bein in Altstätten verhaftet ist, nichts anderes übrig, als sich von seinen dortigen, des Spiels kundigen Bekannten in die Geheimnisse des *Tränte* einführen zu lassen. So lernte er, durch welche Kartenkombination hier eine *Tränte*, eine *Herisau* oder ein *Bälli* entstehen. Auf Grund der so gewonnenen Erkenntnisse war er dann auch in der Lage, die nicht unerheblichen Unterschiede zwischen der schwyzerischen und der appenzellisch-rheintalischen Spielweise festzustellen und zu definieren. Wie in den Anfängen die Begründer des Idiotikons auszogen, um in irgend einem entlegenen Ort Material für das Wörterbuch zu ergattern, so ähnlich mußte auch der Verfasser dieses Artikels

aus der Redaktionsstube hinaus, um dem Volk nicht nur aufs Maul, sondern vielmehr noch in die Karten zu schauen.

Zum Material des Wörterbuchs gehört seit jeher nicht nur der Wortschatz des beliebigen ‚durchschnittlichen‘ Sprachträgers; auch die Sprache der Randgruppen, die Gaunersprache, das Jenische usw. werden erfaßt. Aus der Sippe *dрап-dрап* gehören *Drapp* und die Zusammensetzung *Halb-Drapp* zur Gaunersprache, und zwar als verhältnismäßig frühe Belege (1735). Die zeitgenössische Erklärung für *Drapp* lautet: «Tuch von Wüllen», für *Halb-Drapp* «Halblein». Übernommen wurde dieses Wort aus dem Französischen (*drap*), ist also zugleich Lehnwort und Bestandteil der Sprache einer ganz bestimmten sozialen Schicht. Um ein Lehnwort handelt es sich auch beim *Drappoling*, jener fasnächtlichen Maskengestalt aus dem Urnerland, die in einem mit Stoffresten besetzten Harlekinsgewand und mit einem um den Bauch geschlungenen Schellengurt auftritt. Ob die für das untere Reußtal und das vordere Schächental bezeugte Gestalt tatsächlich ausstirbt, ist nach Presseberichten aus diesem Jahr (1983) zumindest fraglich. Das Wort *Drappoling* hat den gleichen romanischen Ausgangspunkt wie das eben erwähnte rotwelsche Beispiel, nämlich *dрап*, in unserem Fall ital. *drappo* (,Tuch‘).

Ein Beispiel dafür, daß einzelne Sippen im Wörterbuch nicht isoliert betrachtet werden sollten, ist *trapp*. Das Substantiv *Trapp III*, das zu dieser Sippe gehört, hat folgende Hauptbedeutungen: 1. Schritt, Tritt, 2. gleichförmige Gangart, 3. Fußstapfe, Spur und 4. Lärm, Gepolter. Mit Ausnahme der letzten Bedeutung entspricht das Bedeutungsfeld von *Trapp III* genau demjenigen von *Tramp*. Während bei der Verbreitung (von einigen Überschneidungen abgesehen) im Westen, d. h. hauptsächlich im Kanton Bern, *Trapp* vorherrscht, wird im Osten *Tramp* gebraucht. Schwieriger ist die Abgrenzung von *Trapp III* gegenüber den Sippen *Trab I* und *Trab II*. Während zu *Trab I* alles gestellt wurde, was vom Fachwort der Reiter und dem davon abgeleiteten schnellen Laufen ausgeht, sind unter *Trab II* jene Bedeutungen aufgeführt, die das wiederholte (harte) Auftreten und das damit verbundene Geräusch umschreiben. Lautlich sind die Grenzen gegenüber *Trapp III* fließend; eine gegenseitige dauernde Beeinflussung ist vorauszusetzen. Eher möglich ist eine semantische Differenzierung. Eindeutig zu *Trapp* gehört, was den einzelnen Schritt, das eher langsame Sichfortbewegen umschreibt, sowie die davon abgeleitete Bedeutung ‚Art, Gewohnheit‘. Gleches

gilt für ‚Lärm, Gepolter‘ (analog dem lautmalerischen *trapp*, das die ganze Sippe einleitet). Bei der Bedeutung ‚Fußstapfe, Spur‘ dagegen, die unter *Trapp III* ebenfalls auftritt, ist eine klare Abgrenzung gegenüber *Trab II* („Fußspur, schmaler Pfad im Schnee“) nicht durchführbar. Es lässt sich ehrlicherweise nur das wiederholen, was in der Anmerkung zu *Trab II* steht: ‚Das Verhältnis zu *Trab I* und *Trapp* lässt sich kaum ganz entwirren‘.

Zum Lehnwortschatz, der in jüngster Zeit fast ausschließlich aus dem Englischen kommt, gehört das Substantiv *Tripp*. Es ist ein beliebtes Modewort der mittleren und jüngeren Generation und entspricht in seiner hauptsächlich verbreiteten Bedeutung dem englischen *trip* („Reise, Ausflug“). Die zusätzlichen Bedeutungen von *Tripp*, nämlich ‚Rauschzustand‘ und ‚Portion eines Rauschmittels, die ausreicht, jemanden in einen Rauschzustand zu versetzen‘, kommen aus dem Drogenmilieu und haben erst seit einigen Jahren weitere Verbreitung gefunden. Diese weitere Verbreitung und die Tatsache, daß sich *Tripp* nun schon seit einigen Jahren hält, waren Grund genug, dieses Lehnwort ins Wörterbuch aufzunehmen.

Wesentlich länger ist *tripanieren* im Material belegt. So wird schon 1657 in Bern festgehalten: «Abraham Andres (Arzt) ist bewilliget, sich nacher Murten, seinen dort habenden Patienten zue tripanieren, ze begeben, jedoch, daß er sein Stell in der Insul (Spital) anderweitig versehen lasse.» Man *tripanierte* (nhd. *trepianieren*), indem man die Schädeldecke des Patienten durch Auslösen eines Teils der Gehirnschale eröffnete. Dieses spärlich belegte Lehnwort kommt aus dem Französischen (*trépaner*) und ist auf den medizinischen Bereich beschränkt.

Der *Tropf* oder *Tropfe* entspricht in unseren Mundarten bedeutsmäßig weitgehend dem schriftsprachlichen Gebrauch. Es kann damit einmal die ‚kleinste natürliche Form einer Flüssigkeit‘ gemeint sein, so wie in einem Freiburger Volkslied: *E so-n-en Altimag i nit, S' isch gar es garstigs Ding. Si het am Näseli ging e Tropf... u trīt am Hals e Chropf.* Des weiteren wird mit *Tropf*, *Tropfe* auch eine ‚bestimmte, meist geringe Flüssigkeitsmenge‘ umschrieben. So in der Aufforderung: *Vater, schänk es Tröpfli i!* Meistens folgt jedoch in solchen Fällen eine zusätzliche Stoffangabe, und man spricht sodann von einem *TropfKaffé*, *Milch* oder *Wi*. Mit einem *Tröpfli Schmalz* ist hingegen ein gewöhnliches Stück Butter gemeint. Neben diesem quantitativen Aspekt gibt

es überdies noch einen qualitativen. In diesem Sinne schreibt der Thurgauer Ernst Nägeli: *Die gäche Halde hender em Chlöster send däwag de Sonn usg'setzt... da me i de Kartüs all no en Tropfe überchonnt, wo sīn Wäg öni Nöchhülf zo de rächte Zunge fendl.* Ebenso ist die Fügung *e guete Tropf(e)* zahlreich in unserem Material belegt. Eine besondere Bedeutung können letztlich die Pluralformen *Tröpf*, *Tröpfe* annehmen, nämlich die von ‚Arzneien, Heilmitteln‘. Deshalb heißt es im Volksmund von einem Kranken: *Er mues Tröpfe nä.* Speziell bei den Zusammensetzungen treffen wir auf verschiedenste solche mehr oder weniger wirksame Mittel. Es sei hier nur etwa an die *Gold-Tröpfe*, als Mittel gegen Eisenmangel, die *Krokodils-Tropfe*, als Grippemittel, die *Bibernäll-Tropfe*, als Hustenmittel, oder die *Schärenschliffer-Tropfe*, als Verdauungsmittel, erinnert. Fast ist man versucht zu sagen, was heute die Pillen sind, waren früher die Tropfen! Als *Tropf II* wurde die Bedeutung ‚Schlaganfall, bzw. Gicht, Lähmung‘ angesetzt. Nach der antiken Säftelehre soll der Mensch einen eigentümlichen Saft tropfenweise ins Blut abdestillieren, womit verschiedene Krankheiten ausgelöst werden. Ein früher Beleg dafür stammt bei uns aus einer st. gallischen Handschrift von 1467, wo es heißt: «Do starb her Cuonrad von Münchwil, chorher zuo dem münster, ains gähen tod des tropffen.» Wohl gehört dieser Ansatz etymologisch zu dem vorgehend erwähnten *Tropf*. Aus äusseren Gründen haben wir dennoch die beiden Stichwörter voneinander getrennt.